

Sozialisation, Klasse und Geschlecht

Frerichs, Petra; Steinrücke, Margareta

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Frerichs, P., & Steinrücke, M. (1997). Sozialisation, Klasse und Geschlecht. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden ; Band 2: Sektionen, Arbeitsgruppen, Foren, Fedor-Stepun-Tagung* (S. 146-152). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139313>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

4. Sozialisation, Klasse und Geschlecht

Petra Frerichs und Margareta Steinrücke

Klasse und Geschlecht als Strukturkategorien moderner Gesellschaften sind bis Anfang der 90er Jahre hierzulande ganz arbeitsteilig in der Ungleichheitsforschung einerseits, der Frauenforschung andererseits behandelt worden. Inzwischen ist an die Stelle wechselseitiger Ignorierung in Ansätzen wechselseitige Rezeption getreten. Allerdings firmiert die Geschlechterungleichheit in der Sozialstrukturanalyse wenn, dann unter den *horizontalen*, sog. *neuen Ungleichheiten*, was von feministischer Seite als unzureichend kritisiert wird. Und in der Frauenforschung steht nach wie vor die *Ungleichheit qua Geschlecht* im Zentrum der Aufmerksamkeit, während die Klassenungleichheit auch innerhalb der Kategorie »Geschlecht« immer noch randständig behandelt wird. In unserem Projekt »Klasse und Geschlecht« haben wir nun den Versuch unternommen, beide Ungleichheiten im Zusammenhang zu betrachten und empirisch die Verschränkung von Klasse und Geschlecht zu untersuchen. Die Ergebnisse wurden mittels soziobiographischer Interviews mit Paaren aus verschiedenen sozialen Klassen und mittels Berechnungen von Daten des Sozioökonomischen Panel gewonnen. Theoretisch beziehen wir uns auf das Modell des sozialen Raums, die Klassentheorie und den Habitus-Ansatz von Pierre Bourdieu sowie auf feministische Gender-Ansätze. Wir sind der Frage nachgegangen, über welche der Zugehörigkeiten sich mehr Gemeinsamkeiten bzw. Differenzen ergeben – über die zur Klasse oder über die zum Geschlecht? Oder aber trifft eher unsere Klassengeschlechtshypothese zu, derzufolge das Geschlechterverhältnis in den Klassen eine je spezifische Ausprägung erfährt, so daß sich auch die Vorstellungen und Realisierungsformen von Weiblichkeit und Männlichkeit von Klasse zu Klasse unterscheiden? Hier nun einige ausgewählte Ergebnisse dieses Projekts zu Aspekten von Sozialisation, Habitus und Individualisierung. Am Beispiel von vier Paaren in verschiedenen sozialen Positionen: einem Arbeiterpaar, einem Angestelltenpaar, einem Lehrerpaar und einem Managerpaar, soll der Frage nachgegangen werden, ob Sozialisationsbedingungen und deren Niederschlag im jeweiligen individuellen Habitus sich sinnvoll nach Herkunft aus verschiedenen Klassen unterscheiden lassen oder sich jenseits aller Klassenstrukturierung aneinander angeglichen haben bzw. völlig individuell beliebig sind. Ebenso soll gefragt werden, ob es durchgängige Formen von Geschlechtssozialisation gibt oder solche keine Rolle spielen oder aber je nach Klasse unterschiedlich ausfallen. Hier zeigen sich nun schon bei den (zeitlich in den 50er Jahren situerten) *Sozialisationsbedingungen* gravierende Klassenunterschiede, die z.T. noch einmal nach Klassenfraktionen stark differieren. So wachsen die Arbeiterin wie der Arbeiter unter Bedingungen materiellen Mangels auf: bei der aus dem *traditionslosen Arbeitermilieu* stammenden Arbeiterin in Form *absoluten Mangels*, begleitet von tendenziell chaotischen Zuständen durch Alkoholismus, Gewalt und sexuellen Mißbrauch; bei dem aus dem *traditionellen Facharbeitermilieu* stammenden Arbeiter dagegen in Form eines *geordneten*, durch Arbeit, Organisation und Geselligkeit bewältigten, *Mangels*. Im Unterschied dazu waren die Sozialisationsbedingungen des und der Angestellten, die beide aus dem *traditionellen Kleinbürgertum* stammen, geprägt von *Eigentum und Enge*, grundsätzlicher Gesicherheit durch Hausei-

gentum, bei finanzieller Knappheit, die jeden Luxus ausschloß, bei der aber gleichzeitig großer Wert auf die äußere Erscheinung, v.a. qua Kleidung, gelegt wurde. Der Lehrer, die Managerin und der Manager stammen aus *aufstiegsorientierten kleinbürgerlichen* Milieus, einmal bäuerlichen, bei den anderen handwerklichen Ursprungs, wo ebenfalls ein relativ bescheidener Lebenszuschnitt herrschte. Hier wurde z.T. mit Blick auf ein eigenes Häuschen gespart, aber es konnte in diesen Grenzen ein materiell gutes Leben, ohne für die Kinder spürbare Einschränkungen, gelebt werden. Gleichzeitig spielten *Arbeit und vor allem Bildung* (als Medium des Aufstiegs) eine große Rolle. Mittels letzterer führten die Kinder von den Eltern nicht realisierte oder begonnene Aufstiegsprojekte durch. Die einzige wirkliche *Oberklassenkindheit* hat die Lehrerin erlebt, die als Tochter eines Landarztes in dritter Generation mit großem Haus und Garten, eigener Haushälterin etc. von klein auf die Erfahrung macht, daß alles da ist, man sich *keine Gedanken* machen muß und über alles Notwendige, aber auch über Bildung, selbstverständlich und ohne Anstrengung verfügt werden kann. Diese klassen(-fraktions-)spezifisch doch sehr unterschiedlichen materiellen Umstände von Sozialisation gehen einher mit ebenfalls sehr distinkten *Werten und Erziehungsstilen* der Eltern. So wird die *Arbeiterin* von ihrer Mutter mit Schlägen, Verboten und Kontrollen in einem Klima von Egoismus und Lieblosigkeit erzogen. Der Vater ist Alkoholiker und beteiligt sich kaum an der Erziehung. Sie muß früh mithelfen und auch Geld verdienen, selbständiges Handeln wird ihr dagegen frühzeitig ausgetrieben. Zum Teil läßt sich die Rigidität der Mutter auch als Bemühen verstehen, die Familie und speziell die Tochter vor dem völligen sozialen Abgleiten zu bewahren. In Gegenreaktion auf die Mutter macht die Tochter Fürsorge und Dasein für Kind und Mann zur obersten Maxime ihres Handels, allerdings begleitet von einer gewissen Rigidität beim Überwachen der Einhaltung von Regeln des alltäglichen Zusammenlebens. Ihre unverstellte Affektivität und fehlende individuelle Handlungsstärke machen sie auf Rückhalt durch andere sehr angewiesen. Hiervon unterscheidet sich die Erziehung, die der *Arbeiter* im traditionellen Facharbeitermilieu genossen hat, und sein auf dieser Grundlage ausgebildeter Habitus ganz erheblich, trotz der wichtigen Gemeinsamkeit der kollektiven Orientierung. Auch hier erzieht die Mutter (der Vater ist arbeitsbedingt und mental meist abwesend), aber mit gütiger Strenge, viel Liebe und maximaler Förderung der Kinder, den materiellen Mangel mit unermüdlicher Arbeit, Sparsamkeit und Organisationstalent bewältigend. Ineins herrschen in der Familie soziallegalitäre Werte und ein Klima von Geselligkeit und gegenseitiger Hilfe. Gemäß dem Vorbild der Mutter entwickelt der Sohn eine liebevolle Gemeinschaftsorientierung, ein ausgeprägtes Organisationstalent und eine Arbeitsmoral, die ihn nicht ruhen läßt, aber soziallegalitär gebunden bleibt. Die Erziehungspraktiken, die die *beiden Angestellten* im traditionell kleinbürgerlichen Milieu genossen haben, ähneln in einer wesentlichen Hinsicht sehr viel mehr denen im traditionslosen Arbeitermilieu als diejenigen des Facharbeitermilieus. Auch hier erziehen die Mütter mit Schlägen, Verboten und Strafen. Ein Vater ist Alkoholiker und verschollen, der andere hält sich aus der Erziehung raus. Hinzu kommen allerdings Zwänge und Rücksichtnahmen, Einengungen und Ängste, das Bemühen um Wohlanständigkeit, Moralisieren und bigotte Religiosität, ein grundsätzlicher Respekt vor Autoritäten und rechtskonservative politische Haltungen. Gegen diese Einengungen und Zwänge reagieren beide, der und die Angestellte, auf ganz ähnliche Weise mit Protest. Für beide ist Freiheit

von Zwängen, Bindungen und Konventionen der oberste aller Werte, bei ihr begleitet von einem großen Bedürfnis nach Ehrlichkeit als Reaktion auf die Verlogenheit und Bigotterie der Mutter, bei ihm begleitet vom starken Bedürfnis, aufzufallen und sich vom Konventionalismus der grauen Masse der Spießer abzusetzen. Ganz anders als im abstiegsbedrohten und ressentimentgeladenen traditionellen Kleinbürgertum sind die drei von uns Befragten aufgezogen worden, die in verschiedenen Formen des *aufstiegsorientierten Kleinbürgertums* aufgewachsen sind: der Lehrer, die Managerin und der Manager. Hier waren Bescheidenheit, Kompromißbereitschaft und Sparen mit dem Ziel eines eigenen Häuschens hohe Werte, gleichzeitig wurde aber fürs leibliche Wohl gut gesorgt und gute Nachbarschaft und Hilfsbereitschaft standen hoch im Kurs. Den Kindern wurde durch die Väter vermittelt, daß durch unermüdliches Arbeiten etwas zu erreichen ist, und durch die Mütter, daß Bildung ein unumgängliches Mittel des sozialen Aufstiegs ist. Sie haben durch die Mütter ein Maximum an Zuwendung und Förderung erfahren, bei einem Minimum an Pflichten, Verboten und Strafen. In der Familie des *Lehrers* richteten sich die Anstrengungen darauf, den durch den Krieg bedingten Verlust von Land und Hof und der damit gegebenen ökonomischen Unabhängigkeit wieder wettzumachen. Das ist dem Sohn durch eine Umstellung von ökonomischem auf kulturelles Kapital und die mit seinem Beamtenstatus gegebene Sicherheit und Unabhängigkeit gelungen. Hierin erschöpft sich sein Aufstiegsstreben allerdings; alles Distinktionsstreben ist ihm fremd. Ihm eignet statt dessen eine gewisse Bodenständigkeit und Genügsamkeit, auf deren Grundlage er seine Selbstrealisierung hauptsächlich in unterrichtender, wie auch handwerklicher und teils künstlerischer Tätigkeit findet. Anders dagegen die aus handwerklich-technischen Zusammenhängen Stammenden: *die Managerin und der Manager*. Beide sind mit einem rastlosen Erfolgs- und Karrierestreben gesegnet, das sie auch ganz nach oben gebracht hat, gemildert allerdings von kollektiven Werten wie Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft der sozialkatholischen Milieus, denen sie entstammen. In der zum *akademisch gebildeten Bürgertum* gehörenden Arztfamilie, in der die Lehrerin aufgewachsen ist, wurde, im Gegensatz zur Erziehung aller anderen, gewissermaßen gar nicht erzogen. Die in der Arztpraxis beide den ganzen Tag beschäftigten Eltern überließen die Kinder weitgehend sich selbst und der jungen Haushälterin und vertrauten darauf, daß die Kinder schon von sich aus das Notwendige tun. Außer der Maxime »Schule hat Vorrang« hatten die Kinder weder Pflichten, noch Verbote zu beachten. Neben dem abstrakten Vertreten preußischer Tugenden vermittelte der Vater der Tochter vor allem den Wert akademischer Bildung und ein ausgeprägtes soziales Selbstbewußtsein, was diese in Form von Studieren als Wert an sich und einer Neigung zu kulturaristokratisch gefärbter Distinktion aufgenommen hat. In dieser Oberklassenfamilie haben vor allem die kultivierte Umgebung und die Macht der Erwartung der Eltern (Selbstverständlichkeit von Gymnasium und Studium) sozialisiert. Weder Affektivität, noch Protest, noch Erfolgsorientierung sind hier ausgebildet worden, sondern ein ausgeprägtes, relativ leidenschaftsloses, aber interessenbewußtes, vor allem in künstlerisch-kreativer Betätigung sich realisierendes Selbstbewußtsein. Werden hier also starke klassen- und klassenfraktionsspezifische Unterschiede in den Sozialisationsbedingungen und Habitusformen sichtbar, so stellt sich nun die Frage, ob es gleichwohl klassenübergreifende Gemeinsamkeiten qua Geschlecht gibt, so daß sich von Geschlechtssozialisation und Geschlechtshabitus reden ließe. Hier finden sich nun einige

wenige durchgehende *Geschlechtsgemeinsamkeiten*, zunächst auf der Ebene der Eltern: durchgehend erscheinen die Väter blasser, physisch und/oder mental abwesend und (bis auf den autoritären Oberklassenvater) in ihrem Erziehungsstil permissiver als die Mütter. Die Mütter sind die wirklichen Subjekte der Erziehung, ob restriktiv oder fördernd, und sie sind auch die Kulturvermittlerinnen, die die Schul- und Ausbildungsentscheidungen der Töchter wie der Söhne entscheidend beeinflussen. Auf der Ebene der Geschlechtsidentität zeigt sich eine bemerkenswerte klassenübergreifende Gemeinsamkeit der Mädchen, die darin besteht, daß jene häufig lieber ein Junge werden wollten oder sollten, während umgekehrt die Jungen in ihrer Jungenidentität viel eindeutiger festgelegt sind. Es gibt aber auch eine wesentliche Bestätigung unserer *Klassengeschlechtshypothese*: die Arbeiterin und die Angestellte mit ihrer Herkunft aus dem traditionslosen Arbeitermilieu und dem traditionellen Kleinbürgertum machen die Erfahrung, daß es von Nachteil ist, ein Mädchen zu sein, und sie werden von den Müttern aufgrund von deren ganz traditionellen Geschlechtsrollenvorstellungen an der Realisierung ihrer Ausbildungswünsche gehindert. Dagegen machen die Managerin und die Lehrerin mit ihrer Herkunft aus dem aufstiegsorientierten und dem akademischen Oberklassenmilieu keine Erfahrung der Benachteiligung qua Geschlecht. Die eine hat die gleichen Rechte und Pflichten wie ihr Bruder, von ihr wird wie selbstverständlich erwartet, daß sie genauso studiert wie dieser, bei der anderen wird der Besuch von Gymnasium und Universität von der Mutter, die selbst auf dem Lyzeum war, gefördert. Trotz der wenigen aufgezeigten Geschlechtsgemeinsamkeiten sind insgesamt aber die Gemeinsamkeiten qua Klassenzugehörigkeit bzw. -herkunft und der entsprechenden Klassenhabitusformen dominant. Statt von Geschlechtshabitus ließe sich deshalb sinnvoll am ehesten von vergeschlechtlichtem Klassenhabitus reden. Diese Klassenhabitusformen mit ihren unbewußten, untrüglichen Such- und Erkennungsprogrammen für Ähnlichkeiten scheinen denn auch unserer Paare zusammengeführt zu haben, bei denen ja außerordentlich große Ähnlichkeiten der beruflich-sozialen Position (dabei die Frau immer eine halbe Stufe tiefer als der Mann) wie Affinitäten der Habitus vorliegen. Die ausgeprägte *Homogamie* der von uns befragten Paare ist kein Zufall, sondern wie die Daten des SOEP belegen, die Regel: Facharbeiter leben am häufigsten mit angelegten Arbeiterinnen zusammen, qualifizierte Angestellte am häufigsten mit qualifizierten Angestellten, gehobene und höhere Beamtinnen am häufigsten mit höheren Beamten und weibliche leitende Angestellte am häufigsten mit männlichen leitenden Angestellten. Das von Max Weber als ein Kriterium der Sozialklassenbildung definierte Konnubium funktioniert nach wie vor sehr klassenhomogen. Wir wollen nun an diese Ergebnisse die *Individualisierungsthese*, mit der ja Anfang der 80er Jahre die Klassen verabschiedet wurden, anlegen und prüfen, ob von Individualisierung bei den von uns befragten Paaren als Angehörigen verschiedener sozialer Klassen(fraktionen) und Geschlechtsgruppen gleichermaßen die Rede sein kann. Zunächst einmal ist eine deutliche Trennlinie zwischen dem Arbeiterpaar und den anderen Paaren zu ziehen, die darin besteht, daß jenes eine ausgeprägte Gemeinschaftsorientierung hat, während bei den anderen Paaren Spielarten von Individualismus festzustellen sind. Das *Arbeiterpaar* legt größten Wert darauf, alles »zusammen« zu machen. Wir können hier von einem hohen Grad an Vergemeinschaftung sprechen: das Alltagsleben des Paares ist in ein Geflecht von Beziehungen eingebettet, in denen man sich gegenseitig hilft und unterstützt. Während die Ar-

beiterin auf intakte Beziehungen als sozialen Boden angewiesen ist, um überhaupt handlungsfähig zu sein, verfügt der Arbeiter über die Erfahrung stabiler kollektiver Beziehungen von Kind an. Er entscheidet sich auf Basis autonomer Handlungsfähigkeit frei für Gruppenbezüge. Neben dieser dominanten Gemeinschaftsorientierung gibt es auch Anklänge von Individualismus: beide haben (allerdings wieder »zusammen«) ihren früheren Betrieb mit einer Abfindung verlassen und auch der Gewerkschaft den Rücken gekehrt; letzteres, weil sie die Erfahrung des Instrumentalisiertwerdens gemacht haben, ersteres, um angesichts des ständigen Kampfes an den (finanziellen) Grenzen einmal in den Genuß einer gewissen Summe Geldes zu kommen. Auch daß die Arbeiterin bereits zwei (von ihr betriebene) Scheidungen hinter sich hat, und daß sie heute davon träumt, sich mit einem CD-Lädchen selbständig zu machen, kann in dieser Tendenz gedeutet werden. Solche Wünsche und Entscheidungen sind aber eher als *Protest gegen Unerträglichkeiten* (im Betrieb, in der Gewerkschaft, in Beziehungen) und als *Entschädigung* für alltägliche Einschränkungen und Entbehrungen denn als Individualisierung zu interpretieren. Denn für das Arbeiterpaar sind Beziehungen ein wirkliches, ja sogar erstes Lebensbedürfnis. Das *Angestelltenpaar* lebt deutlich individualisierter, und zwar in Form einer *exklusiven Zweisamkeit* nach dem Modell des Austauschs und der Spiegelung im Anderen. Sein Individualismus kann als herkunftsbedingter *Protest gegen kleinbürgerliche Normen, Konventionen und Zwänge* verstanden werden. Auch in seinem aktuellen Lebenszusammenhang kämpft es gegen Verpflichtungen, Bindungen und Zwänge aller Art. In der Selbstbezüglichkeit seiner Bedürfnisse und Interessen unterscheidet es sich vom Arbeiterpaar ebenso deutlich wie darin, daß *Gruppen* für das Angestelltenpaar eher *Mittelcharakter* haben, jedenfalls nicht konstitutiv für die individuelle Handlungsfähigkeit sind. Außerdem haben beide jeweils zwei Scheidungen hinter sich, sie auf ihr Betreiben, er auf Betreiben der Frauen. Das *Lehrerpaar* hat formal gesehen eine soziale Lebensform: Ein Leben mit drei kleinen Kindern, mit einem über diese vermittelten Freundeskreis, mit einer funktionierenden Nachbarschaft. Aber diese Gemeinschaft ist primär nach *individuellen Nützlichkeitserwägungen* konstituiert. Nach dem Modell der *Interessengemeinschaft* werden diese Beziehungen nicht um der Gemeinschaft willen eingegangen, sondern aus pragmatisch-utilitaristischen Gründen: man wechselt sich in der Betreuung der Kinder ab, man lädt sich reihum gegenseitig zum Abendessen ein. Konstitutiv für solche funktionalen Beziehungen ist der Tausch von Äquivalenten ohne Restschuld, Abhängigkeit und Dankbarkeitsverpflichtungen. So kann beim Lehrerpaar von einem *utilitaristisch gemäßigten Individualismus* gesprochen werden, der sich in *kulturaristokratischer Form* äußert: Die Lehrerin geht bevorzugt ihrem Hobby der Bildhauerei nach, der Lehrer am liebsten monologischen Tätigkeiten wie Handwerken, etwas Besonderes Kochen, Malen oder Dampfmaschinen Sammeln. Spitzenreiter einer individualisierten Lebensform ist das *Managerpaar*. Dessen *Leistungs- und Erfolgsorientierung* in der Berufsarbeit ist so dominant, daß sie alle Lebenstätigkeiten strukturiert. Hier liegt die Existenzform von *Arbeitsmonaden* vor: das Paar führt ein völlig individualisiertes, gemeinschafts- und geselligkeitsarmes Leben in Form einer Wochenendbeziehung und auch dann noch häufig in getrennten Welten. Allerdings sind *Unterschiede nach Geschlecht* beim Managerpaar festzustellen: Während *sie* an dieser totalen Vereinseitigung in ihrem aktuellen Lebenszuschnitt, am Sinnlichkeits- und Öffentlichkeitsentzug *leidet*, so daß sie über Verände-

rungen nachdenkt, tut er dies als typischer Workoholic explizit nicht. Während sie immerhin *lebensweltliche Bezugspunkte* hat und auch soziale Beziehungen in Maßen pflegt, abstrahiert er davon völlig und blendet alles neben der Erwerbsarbeit Liegende aus. Was beide gleichwohl verbindet, ist ein *herkunftsbezogenes soziales Programm*, das ihren praktischen Individualismus färbt und sich beispielsweise in einem von beiden praktizierten sozial-kommunikativen Führungsstil zeigt. Fassen wir die Unterschiede zwischen den Paaren vorläufig zusammen, so fällt eine *Stufenfolge der Individualisierung* auf, die sich mit klassenspezifischen Beziehungsmustern beschreiben läßt: Von der Gemeinsamkeit des Arbeiterpaares, über die Zweisamkeit des Angestelltenpaares, die Interessengemeinschaft des Lehrerpaares bis zur Erfolgsgemeinschaft zweier Arbeitsmonaden des Managerpaares. Wir wollen nun die Frauen untereinander vergleichen, um zu prüfen, ob das von Elisabeth Beck-Gernsheim in Zeiten der Individualisierung als frauentypisch deklarierte Muster »Vom Dasein für andere zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben« gleichermaßen auf die von uns Befragten zutrifft. Dabei stellt sich heraus, daß dies so generell nicht der Fall ist. Kontrastfälle bilden hierbei die Arbeiterin und die Lehrerin. Die *Arbeiterin* folgt dem Muster der Sorge und Fürsorge gegen eigene schmerzliche Erfahrungen mit einer lieblosen Mutter; zugleich aber hat sie mit ihrem Hunger nach Anerkennung immer gegen ein Ausgebeutet- und Ausgenutztwerden protestiert und deswegen zweimal ihre Beziehung aufgelöst. Sie gibt also das »Dasein für andere« nicht auf, sondern verbindet es mit Selbstachtungsinteressen und Gleichheitsansprüchen. Demgegenüber war für die *Lehrerin* das »eigene Leben« immer zentral. Trotz äußerlich erzwungener Fürsorge für die Kinder ist der Anspruch auf Autonomie und Selbstverwirklichung subjektiv dominant. Das zeigt sich an der starken Abgrenzung gegen das traditionelle Geschlechtsrollenmodell ihrer Mutter ebenso wie an der im Zentrum ihrer Interessen stehenden Bildhauerei. Hier, am Beispiel der über viel (vor allem geerbtes) kulturelles Kapital verfügenden Lehrerin, trifft die These von Beck-Gernsheim voll zu. Auch am Beispiel der *Angestellten* hat sie eine gewisse Plausibilität. Die Angestellte bildet den Prozeß, der Inhalt der These ist, in ihrer Person selbst ab: Von der Selbstaufopferung für Mann und Kinder, über den Prozeß ihrer Emanzipation, in welchem sie sich auch über ihre Rolle und ihren Wert als Frau bewußt wurde, bis zur Dominanz von Selbstverwirklichung. Die *Managerin* schließlich verkörpert den wandelnden Widerspruch. Einerseits folgt sie einem erwerbsarbeitszentrierten männlichen Modell von Erfolg und Karriere, andererseits hat sie von ihrer Mutter eine gewisse Fürsorglichkeit übernommen (sie kümmert sich um diese regelmäßig, stellt Wohnlichkeit her, kann nicht anders als ihren Mann immer wieder zu verwöhnen etc.). In diesem Widerspruch hat sie weder je ganz ein »Dasein für andere« geführt (sie hat gewollt keine Kinder und immer nach der Maxime der Selbstversorgung gelebt), noch ist sie ganz mit dem »Stück eigenen Lebens« zufrieden, das in Gestalt ihrer Erfolgskarriere ihr Lebenszentrum bildet. Wir können also auch beim Vergleich der Frauen untereinander eine klassenspezifische Abstufung von Individualisierung erkennen. Eine geschlechtsspezifische klassenübergreifende Gemeinsamkeit kann gleichwohl in der höheren Sensibilität von Frauen für Beziehungen, in ihren höheren Ansprüchen an dieselben und in der größeren Bereitschaft gesehen werden, falsche Beziehungen aufzulösen. Bemerkenswerterweise haben unsere Berechnungen der SOEP-Daten hier zu einem gleichlautenden Ergebnis geführt: Scheidungen gehen öfter von

den Frauen aus, und bei der Frage, in welchem Status sich die erste Ehe der Befragten befindet (ob noch bestehend oder geschieden oder verwitwet), antworten die Frauen in fast allen beruflichen Stellungen mindestens doppelt so häufig wie die Männer ihrer Berufsgruppen mit »geschieden«. Allerdings kann auch an diesen Zahlen ein deutlicher Anstieg der Scheidungshäufigkeit in Abhängigkeit vom kulturellen Kapital bzw. der Höhe des beruflichen Status abgelesen werden: Sind bei den angelernten Arbeiterinnen 14% und bei den qualifizierten weiblichen Angestellten 19% schon einmal geschieden, so sind es bei den höheren Beamtinnen 44% und bei den weiblichen Angestellten mit Führungsaufgaben 69%.

Resümee

So können wir also unseren Ergebnissen entnehmen, daß sich durchaus Prozesse der Individualisierung vollziehen, aber nicht »jenseits von Klasse und Stand« (Beck), sondern diesseits. Wir haben es nicht mit einer Auflösung von Klassen zu tun, sondern mit nach wie vor sehr deutlich klassenspezifischen Sozialisations- und Habitusformen, die sich u.a. in klassenspezifischen Ausformungen von Individualisierung niederschlagen. Die Virulenz von Individualisierungsprozessen nimmt mit steigender sozialer Stufenleiter zu und kulminiert vor allem in den Bildungseliten, zu denen die AutorInnen der Individualisierungsthese selber gehören. Das legt den Verdacht einer sozio-zentrischen Genese dieser These nahe. So umstandslos verallgemeinerbar, wie sie gerne behauptet wird, ist sie im Lichte unserer Ergebnisse jedenfalls nicht.

Dr. Petra Frerichs, Institut zur Erforschung sozialer Chancen, Kuenstr. 1b, D-50733 Köln